

Schriften des Vereins für Socialpolitik

---

Band 115/XIX

# Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie XIX

Von

Jürgen G. Backhaus, Irwin L. Collier, Jr., Harald Hagemann,  
Reginald Hansen, Jürgen Kromphardt, Heinz D. Kurz,  
Karl Milford, Birger P. Priddat, Christian Scheer,  
Dieter Schneider, H.-Peter Spahn

Herausgegeben von Erich W. Streissler



Duncker & Humblot · Berlin

Schriften des Vereins für Socialpolitik  
Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften  
Neue Folge Band 115/XIX

SCHRIFTEN DES VEREINS FÜR SOCIALPOLITIK

Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften

Neue Folge Band 115/XIX

---

Studien zur Entwicklung  
der ökonomischen Theorie XIX



Duncker & Humblot · Berlin

# Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie XIX

John Stuart Mill

Von

Jürgen G. Backhaus, Irwin L. Collier, Jr., Harald Hagemann,  
Reginald Hansen, Jürgen Kromphardt, Heinz D. Kurz,  
Karl Milford, Birger P. Priddat, Christian Scheer,  
Dieter Schneider, H.-Peter Spahn

Herausgegeben von Erich W. Streissler



Duncker & Humblot · Berlin

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

**John Stuart Mill** / Hrsg.: Erich W. Streissler. –  
Berlin : Duncker & Humblot, 2002  
(Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie ; 19)  
(Schriften des Vereins für Socialpolitik, Gesellschaft für  
Wirtschafts- und Sozialwissenschaften ; N.F., Bd. 115)  
ISBN 3-428-10872-8

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen  
Wiedergabe und der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten

© 2002 Duncker & Humblot GmbH, Berlin

Fremddatenübernahme und Druck:

Berliner Buchdruckerei Union GmbH, Berlin

Printed in Germany

ISSN 0505-2777

ISBN 3-428-10872-8

Gedruckt auf alterungsbeständigem (säurefreiem) Papier  
entsprechend ISO 9706 ☉

## Vorwort

In dem so geschichtsträchtigen Jahr 1848 erschienen *John Stuart Mills* „Principles of Political Economy – with Some of Their Applications to Social Philosophy“. Die 150. Wiederkehr dieses Ereignisses von nachhaltigem Einfluss auf das ökonomische, ja auf das gesellschaftspolitische Denken in Europa wie Amerika nahm der Dogmenhistorische Ausschuss des Vereins für Socialpolitik zum Anlass, sich 1998 mit dem Werk dieses großen englischen Denkers auseinander zu setzen.

„Es gibt in der modernen europäischen Geistesgeschichte nur wenige Gelehrte, auf deren Zugehörigkeit so viele Wissenschaften Anspruch erheben können, wie es bei John Stuart Mill der Fall ist. In erster Linie ist es die Philosophie, danach die Nationalökonomie, aber auch die Soziologie, die Sozialpolitik, die allgemeine Politik und nicht an letzter Stelle die Ethik. Um diesem Denker gerecht zu werden, müsste man ihn vom Standpunkte jeder dieser Wissenschaften darstellen“, schrieb der damals schon recht betagte Soziologe *Leopold von Wiese* (er hatte Mill fast noch erlebt) vor über vierzig Jahren im *Handwörterbuch der Sozialwissenschaften*. Bekanntlich gilt: „Die Welt ist alles, was der Fall ist“; und wenn so viel bei Mill wissenschaftlich „der Fall ist“, dann muss er eine ganze Welt für sich sein. Diese auszuloten war dem Dogmenhistorischen Ausschuss leider keinesfalls auch nur andeutungsweise möglich. Immerhin ist aber der erste Abschnitt des vorliegenden Bandes einer kontrapunktischen Analyse von Mill als *Wissenschaftstheoretiker* und als *Sozialphilosoph* vorbehalten.

Der zweite Teil unseres Bandes gilt einem von der Theoriegeschichte vernachlässigten Gebiet: nämlich J. St. Mill als *Finanzwissenschaftler*. Lange musste der Ausschuss um den zu diesem Thema vorliegenden einzigen, dafür aber um so gewichtigeren Beitrag ringen. Der Leser wird jedoch unzweifelhaft bestätigen, dass sich das Zuwarten mit der Publikation voll und ganz gelohnt hat.

Der längste, dritte Teil des Bandes befasst sich mit Mills *Makroökonomie*. Vielleicht ist es etwas zu anglozentristisch, wenn *Mark Blaug* schreibt: „All through the second half of the 19th century, Mill’s *Principles* . . . was the undisputed bible of economists . . . As late as 1900 Mill’s work was still the basic textbook in elementary courses in both British and American universities“. Der deutsche Sprachraum hatte seine eigene Tradition; und kaum anders der französische und italienische. Wohl aber war auch dort Mill zumindest ein zentraler Reibebaum. Für die USA hingegen gilt das Urteil von *Blaug* in noch verstärktem Maße, und wohl über das Jahr 1900 hinaus. Mills nachhaltiger Rezeption ist es wohl zu verdanken, dass noch ein halbes Jahrhundert später US-Ökonomen weit stärker vor allem produk-

tionstheoretisch argumentierten als am alten Kontinent. Auf alle Fälle aber gilt, um nochmals *Blaug* zu einem späteren Nobelpreisträger zu zitieren: „*Stigler* shows that, in terms of identifiable theories, Mill must rank as one of the most original writers in the history of economics“. Vielleicht zeigt Mills ökonomisches Gesamtkonzept manche Widersprüche und noch mehr Versuche, solche Widersprüche zu überbrücken. Doch die Fülle bahnbrechender Ansätze bleibt. Für den Ausschuss war es eine Freude und oft auch Überraschung zugleich, sich mit diesem großen und so vielfältigen Geist zu beschäftigen.

Gleichzeitig gibt uns das Studium von Mill Mut zum Weiterforschen. Denn Mill ist auch Beweis dafür, dass selbst die größten Ökonomen nichts für immer Abschließendes sagen können. So lautete etwa das Lieblingszitat aus Mills „Grundsätzen“ in den Couloirs der vormaligen Wiener Schule der Nationalökonomie: „Glücklicherweise ist in den Gesetzen vom Wert für einen heutigen oder zukünftigen Schriftsteller nichts geblieben, das er klären müsste; theoretisch ist der Gegenstand abgeschlossen“ (*Principles*, Buch III, Kap. 1, § 1; Ausgabe *Waentig*). Der Theoriegeschichtler weiß: Gerade zu behaupten, ein Thema sei abgeschlossen, gleicht einer Verwünschung. Immerhin behielt Mill jedoch fast ein Vierteljahrhundert recht, in der Wissenschaftsentwicklung schon eine kleine Ewigkeit, bis die Marginalistische Revolution und die Subjektive Wertlehre alles anders sahen.

Den Reigen der hier abgedruckten Referate eröffnet der sozialphilosophische Beitrag von *Birger P. Priddat*, „*John Stuart Mills Theorie der Freiheit*“. Priddats These lautet: In „seinen beiden Schriften zur Freiheit (1859) und zum Utilitarismus (1861)“ zeigt sich, „dass Mill in seiner Freiheitstheorie kein Utilitarist, sondern ein – moderner – Tugendethiker“ ist. „Beide Schriften – die über die Freiheit und die zum Utilitarismus – sind systematisch komplementär angelegt. Die Freiheitstheorie – eine Tugendlehre des selbstbewussten und unkonventionellen Individuums – bildet das Fundament einer utilitaristischen Moralphilosophie, ohne durchgehend utilitaristisch begründet zu sein.“ *Priddat* betont, dass Mills „Utilitarismusprogramm... das Freiheitsprogramm um einen positiven Beitrag erweitern will: Will letzteres nämlich nur andere nicht schädigen, so ersteres darüber hinaus anderen die happiness vergrößern“. Ein moralischer Mensch werde man erst, wenn „die eigene utility einen Beitrag zur social utility erbringt“. „Der Utilitarismus erscheint so als Lösung gewisser Aporien der Freiheitsschrift, jedenfalls dann, wenn man sozialen Fortschritt einführt, der aus der Gewährleistung der Freiheit alleine nicht entwickelbar ist.“ Jedoch betont *Priddat* abschließend: „Der Utilitarismus ist nicht für die ökonomische Theorie gedacht, sondern für die Politik.“ Das erkenne man auch an Mills Freihandelstheorie, die in Wahrheit nur auf Effizienzüberlegungen beruhe. „Freiheit und Utilität“ seien „nach Mill Probleme jenseits der Ökonomie“.

*Priddat* hat in der hier vorliegenden Endfassung seines Beitrages das utilitaristische Element im Gedankengut Mills stärker herausgearbeitet, als das ursprünglich der Fall war, wobei dies teilweise auf die kompetente Kritik seines Koreferenten, *Jürgen Kromphart*, zurückgehen mag. (Teilweise mag es sich auch nur um Miss-

verständnisse gehandelt haben: Man beachte, dass *Priddat* nur einschränkend sagt, „dass Mill in seiner *Freiheitstheorie* kein Utilitarist“ sei!). So kann sich das Koreferat von *Kromphardt* nunmehr vorwiegend darauf beschränken, an zahlreichen Beispielen aus Mills „Anwendungen“ zu zeigen, wie schwer sich Mills Einzelaussagen in seiner Schrift „über die Freiheit“ aus seinen allgemeinen Aussagen über Freiheit ableiten lassen. Wie so oft überrascht Mill auch hier.

Nichts vermag zu heftigeren Meinungsverschiedenheiten so sehr beizutragen wie methodologische Ausführungen zur Wissenschaftstheorie. Dem Herausgeber dieses Bandes fehlt als Historiker und als Jurist dafür freilich teilweise das Verständnis, ist doch gerade die Jurisprudenz so polyparadigmatisch, dass man sie manchmal schon fast als – im wissenschaftstheoretischen Sinne – methodenlos bezeichnen könnte. Als Historiker weiß der Herausgeber andererseits, dass erstaunlich oft das Wort nicht ganz unverständlich klingt, es gäbe Lügen, grobe Lügen und – methodologische Selbstcharakterisierungen! So wohl auch für Mill. Der Referent, *Karl Milford*, stützt sich in seiner Darstellung ausdrücklich nur auf die autorisierte alte deutsche Fassung von Mills methodologischem Hauptwerk, „*A System of Logic, Ratiocinative and Inductive*“, (1843), auf Englisch immerhin in 9 Auflagen erschienen. Diese Beschränkung ist ein „Auswahlproblem“ und erlaubt *Milford*, einigermaßen eindeutige Aussagen zu treffen, wobei freilich schon hier „viele von Mills Ausführungen ambivalent“ sind. Seinem Referat sind, wie *Milford* zu Recht schreibt, „sehr aufschlussreiche Ergänzungen“ von drei Wissenschaftlern in Form von zwei Koreferaten beigelegt. Dem ersten Koreferenten, *Dieter Schneider*, war es bei seiner umfassenden ökonomischen Bildung dann natürlich ein Leichtes, zu zeigen, dass Mill einerseits zeitlich vor dem genannten Werk, andererseits in späteren Arbeiten, insbesondere in den ja erst 1848 erschienenen *Principles*, ganz andere wissenschaftstheoretische Positionen einnahm.

*Milford* betont für das Werk aus (ursprünglich) 1843 wohl zu recht: „Mill ist paradigmatischer Induktivist“. Nach ihm sei „alle Deduktion... Induktion und spezifisch allgemeine Sätze sind Anweisungen zur Bildung singularer Sätze... (Es gebe) keine Verifikation spezifisch allgemeiner Sätze... (Diese seien) keine echten Sätze der Wissenschaft“. Bestenfalls seien sie das, was Mill „Hypothesen“ nennt, und diese „können... nur mit einem äußerst geringen Sicherheitsgrad – wenn überhaupt – als ‚wahr‘ klassifiziert werden“. Ein Teil der von *Milford* ausgelösten Kontroverse ließe sich vielleicht aufheben, würde man seine abschließenden Aussagen besonders beachten: „Für den Induktivisten Mill... stellt sich... insbesondere für die Politische Ökonomie die Frage, mit welchem Sicherheitsgrad die Wahrheit ökonomischer Theorien ausgestattet werden kann... (Kann) die Politische Ökonomie überhaupt als Erfahrungswissenschaft konstituiert werden?“

Welchen wissenschaftstheoretischen Stellenwert – so könnten wir fragen – hat etwa die bereits zitierte Aussage in den *Principles*: „Glücklicherweise ist in den Gesetzen vom Wert für einen heutigen oder zukünftigen Schriftsteller nichts geblieben, das er klären müsste; theoretisch ist der Gegenstand abgeschlossen.“

Durch Induktion gewonnen kann dieser Allsatz wohl nicht sein. Sollte es sich um eine „Hypothese“ handeln, die „nur mit einem äußerst geringen Sicherheitsgrad – wenn überhaupt – als ‚wahr‘ klassifiziert werden“ kann? Besonders verräterisch ist weiters Mills in den *Principles* immer wieder bemühte Behauptung von „Gesetzen“, die es schwer hätten, einem „paradigmatischen Induktivisten“ zu genügen, wie man aus der Lektüre von *Schneider* erkennt. Andererseits zitiert *Schneider* das Eingeständnis von Mill, „es sei gar ein hoffnungsloses Unterfangen... anzunehmen, dass wir in der politischen Ökonomie oder in irgendeinem anderen Bereich der Sozialwissenschaft die Wahrheit finden, indem wir die konkreten Tatsachen in all ihrer Komplexität betrachten“, was nichts anderes als ein Anathem auf die Chancen induktiven Forschens dort ist. *Schneider* schließt überzeugend: Für die *Grundsätze* gilt: „Sie zeigen keinen einheitlichen methodologischen Charakter, einige Teile verwenden Behauptungen a priori, deduzieren daraus abstrakt, andere geben Tatsachen wieder oder enthalten Schlüsse aus der Geschichte. Die Breite der behandelten Probleme, die Klarheit der Sprache und die uneitle Art der Darstellung lenken von dem Mangel an logischer Strenge ab.“ *Dieter Schneiders* Überlegungen werden durch das zweite Koreferat von *Jürgen Backhaus* und *Reginald Hansen* ergänzt. Die Autoren weisen unter anderem darauf hin, Mill hätte „durch ein induktives Verfahren“ „Gesetze der menschlichen Natur ermitteln wollen“. „Sie stellen erklärtermaßen introspektive Einsichten dar, die jedermann nachvollziehen könne... Die Verbindung dieser Lehren zur empirischen Realität ist... offensichtlich problematisch“. Speziell für die Geisteswissenschaften hätte andererseits Mill in der „Logik“ von 1843 eine „Rechtfertigung der ‚deduktiven Methode‘ weiter ausgebaut“. Die Autoren gehen dann auf die Rezeption der wissenschaftstheoretischen Positionen von Mill im deutschen Sprachraum ausführlich ein. Insbesondere wird auf *Schmoller* hingewiesen.

*Christian Scheers* Beitrag „John Stuart Mill als Steuerphilosoph“, kann nur ein eigenes – und sehr gewichtiges – Kapitel dieses Bandes ausmachen. „Gerade die normativ-grundsätzlichen Ausführungen in Mills Steuerkapitel (enthalten) manches ‚Rätsel‘, manchen (scheinbaren) Widerspruch, der schon Mills Zeitgenossen in der damaligen Steuerdiskussion und dann vielen späteren Ökonomen Kopfzerbrechen bereitet hat.“ *Scheer* geht der jeden Leser wohl erstaunenden Fülle der Beiträge zu Mills steuerphilosophischen Überlegungen nach und zeigt, dass die kritischen Fragen an Mill immer wieder einem Missverständnis von dem, was er sagen wollte, oder der Systematik seines Denkens entsprangen.

Ausführlich wird insbesondere gezeigt, dass Mills Opfertheorie der Besteuerung eben einfach etwas anderes war als das, was man später darunter verstand. Mill hätte nicht die Maximierung einer Benthamistischen sozialen Wohlfahrtsfunktion bei gegebenem Bruttoeinkommen vor Augen (gehabt), sondern einen Optimierungsansatz, in dem in der Art der modernen Theorie der optimalen Besteuerung Verteilungs- und Effizienzeffekte berücksichtigt werden. „Mit seinem ‚least sacrifice‘“ hätte weiters Mill „überhaupt nicht Opfer i. S. von Einkommensnutzern... vor Augen (gehabt), sondern... *ausschließlich* darauf (abgestellt), wie die Steuer-

pflichtigen eine Ungleichbehandlung durch das Steuerrecht empfinden“. „Das Millsche ‚least sacrifice‘ (sei) jedenfalls kaum i. S. Edgeworths oder der heutigen Standardtheorie... zu verstehen“.

Die etwa zwei Drittel des Scheerschen Beitrages ausmachenden, subtilen Überlegungen zu Mills Opfertheorie auf dem Hintergrund zeitgenössischen Denkens und späterer Überlegungen hätten jedem anderen wohl bereits für eine gewichtige Publikation genügt. *Scheer* zeigt aber auch noch, dass Mills Ausführungen zur Erbschaftsbesteuerung logisch ganz natürlich aus seiner Unterscheidung von Produktions- und Distributionsseite folgen. Schließlich argumentiert *Scheer*, dass meritokratische Elemente bei Mill auf die Überlegung zurückgingen „es gäbe ‚derzeit‘ noch verzerrte Wählerwahrnehmungen bezüglich der Steuerlast“.

Gewissermaßen eine Diskussion auf Metaebene zog sich durch die Überlegungen des Ausschusses: Man kann sagen, wie schon seit Jahrhunderten waren die einen der Meinung, Mill habe erstens Unrecht und sei zweitens obendrein widersprüchlich in seinen Aussagen, während die anderen betonten, er habe, richtig gelesen, durchaus recht mit seinen Theorien und sei obendrein auch noch sehr konsequent in seinen Schlussfolgerungen. Naturgemäß können sich diese zwei mal zwei Urteilsätze auch überschneiden. So etwa bei *Milford* und *Schneider*, wobei *Milford* die Position vertritt – natürlich bei der für seine These günstigen Beschränkung auf nur ein Werk –, Mill sei in seiner Wissenschaftstheorie konsequent gewesen, doch hätte er unhaltbar irrig argumentiert, während der in dieses Schema nicht ganz einzuordnende *Schneider*, Mill verteidigend, eher der Meinung zuzuneigen scheint, Mill sei zwar öfter inkonsequent gewesen, hätte jedoch manchmal den Nagel auf den Kopf getroffen. Auf dem Hintergrund seiner allgemeinen Aussagen zumindest für erstaunlich hält *Kromphardt* manche Schlüsse von *Mill*, während *Priddat* Mill eher in Schutz nimmt. *Scheer* ist in detaillierter Argumentation der Hauptvertreter der reinen Position, dass Mill sowohl konsequent war, wie gegen seine Kritiker recht hatte. Der extreme Gegenpol findet sich bei *Kurz*: Geradezu mitleidig gegenüber dem – in seiner Sicht – geistig eher „minderbemittelten“ Mill, zeigt er sowohl dessen Widersprüchlichkeit wie seine gravierenden Fehler auf. Der erste Autor im dritten Abschnitt des vorliegenden Werkes zum Thema *Makroökonomie*, *Harald Hagemann*, zählt in seinem Beitrag „*Zur Debatte um das Say'sche Gesetz: Mill als Krisentheoretiker*“ zu den Verteidigern von Mill gegen die Behauptung von „analytischen Widersprüchen und Inkonsistenzen“. Insbesondere richtet sich *Hagemanns* Verteidigung gegen einen bekannt tendenziösen Theoriegeschichtler, nämlich Keynes. Keynes habe „offenkundig die Arbeiten John Stuart Mills, dessen Auffassungen er ohne Einschränkungen mit denjenigen Ricardos gleichsetzt, nicht gut gekannt“. (Auch ohne vergleichende Lektüre hat ein solcher Keynes beurteilender Schluss natürlich viel für sich, fragt es sich doch, welchen von ihm selbst verschiedenen großen Ökonomen Keynes wirklich näher kannte, vielleicht mit Ausnahme von Marshall.) Natürlich hat *Keynes* das klassische Say'sche Gesetz fehlgedeutet, welches nur Vollbeschäftigung des Kapitals, nicht der Arbeit bedeutete. *Hagemann* zeigt jedoch darüber hinaus, dass Mill

bereits 1826 in einem wenig bekannten Werk „die *Konsequenzen der Rolle des Geldes als Wertaufbewahrungsmittel* im Kontext der General Glut-Debatte“ analysierte. „Es kann keinen Zweifel darüber geben, dass hier ein führender Vertreter der klassischen Wirtschaftstheorie anerkennt, dass ein temporäres, nichtsdestotrotz aber *allgemeines* Überangebot möglich ist, das mit einer gleichzeitigen Übernachfrage nach Geld verbunden ist.“ Freilich kann Überproduktion eben nur *kurzfristig* in Krisensituationen auftreten, wobei jedoch die Keynesche Frist bekanntlich auch nur kurzfristig ist. *Hagemann* zeigt, dass Mill sein Zugeständnis einer monetär bedingten kurzfristigen Überproduktion später keineswegs korrigierte. Auch Mills Lohnfondsthese erlaubt bei technischen Veränderungen zeitweise Beschäftigungsrückgänge. Bemerkenswert ist schließlich *Hagemanns* Feststellung, *Marx* sei in seinen Krisenüberlegungen „entscheidend durch Mill... beeinflusst worden“.

Das zweite Hauptreferat dieses Teils ist *H. Peter Spahn's* „*Profit und Zins bei John Stuart Mill*“. *Spahn* betont: Mill wäre auch als Theoretiker kein Dogmatiker gewesen: „Nicht alles, was der Autor seiner Leserschaft bieten wollte, ließ sich vereinbaren – dies gilt insbesondere für den Themenkreis ‚Zins und Profit‘“. *Spahn* zählt also eher zu den Konsistenzskeptikern bezüglich Mill. Er fährt fort: „Positiv gewendet heißt dies jedoch, dass gerade die Bruchstellen der Argumentation auf theoriegeschichtlich neue Wendungen hindeuten. Insoweit zeigt sich Mill als durchaus innovativer Autor.“ *Spahn* geht insbesondere der Abstinenztheorie bei Mill nach, „die dem Kern der Zeitpräferenztheorie entspricht“ und die „seiner Zeit um mehr als vierzig Jahre voraus“ war. Er sieht bei Mill sogar „Andeutungen zu einer Liquiditätspräferenztheorie des Zinses“, welche „erst mehr als hundert Jahre später von Keynes wieder aufgegriffen und weiterentwickelt“ wurde.

Das ursprünglich kurze Koreferat von *Heinz D. Kurz* ist inzwischen zu einem bedeutenden, eigenständigen dritten Beitrag in diesem Abschnitt unter dem Titel „*Surplus, Abstinenz und Lohnfonds – John Stuart Mill zur Theorie der Einkommensverteilung*“ angewachsen. Ausführlich zeigt *Kurz*: Das Millsche Werk spiegelt zwei verschiedene Aspekte wider: „die theoretischen Schwierigkeiten, die Ricardo nicht zu lösen vermocht hatte, und die den Anlass dazu gaben, durch partielle oder totale Abkehr von seiner Lehre eine theoretisch befriedigende Lösung zu suchen, und die politisch-ideologischen Auseinandersetzungen, in die die Wert- und Verteilungstheorie hineingezogen worden war“. Wie schon betont, ist *Kurz* der dezidierten Meinung, Mill sei der großen Aufgabe, die er sich setzte, geistig keineswegs gewachsen gewesen. Er schließt seine detailreiche Analyse mit dem Urteil: „John Stuart Mill ist ein Autor des Überganges. Seinem Selbstverständnis nach stand er ganz in der Tradition der Ricardoschen Verteilungs- und Werttheorie. Er wollte diese in eine verständlichere Sprache übersetzen und, wo nötig, präzisieren sowie marginal korrigieren. Betrachtet man seine Ausführungen jedoch im einzelnen, so stellt man fest, dass sein Verständnis dieser Theorie und ihrer Unvollkommenheiten sehr zu wünschen übrig lässt. Tatsächlich unterlaufen ihm grobe Fehler. Seine Korrekturen sind keine, denn entweder finden sich die für korrektur-

bedürftig gehaltenen Auffassungen so nicht bei Ricardo oder die vorgeschlagenen Änderungen sind nicht haltbar.“ Das professorale Urteil von Kurz über Mill lautet also: durchgefallen! Klarer und deutlicher kann man es nicht mehr sagen. Vielleicht war der Parlamentsabgeordnete Mill doch mehr Politiker als Theoretiker – und natürlich mit seinen 32 Auflagen der *Principles* allein in der englischen Sprache der beneidenswert erfolgreichste Lehrbuchschreiber der Ökonomie, den es je gab? Immerhin wurde Mill sicherlich also gelesen. Was für Schlüsse lassen sich daraus ziehen?

Das vierte Referat dieses Abschnittes entstammt der Feder von *Irwin L. Collier, Jr.* zum Thema „*John Stuart Mill's Nondismal Dynamics: An Interpretive Note*“. *Collier* geht bei Mill „the palpable absurdity... that money is synonymous with wealth“ nach, also einem durchaus noch aktuellen Thema. Er zeichnet Mills „magnificent dynamics“, fußend auf dem „Malthusian Law of Population“ analytisch nach und betont, nach der Besprechung von Bagehot sei Mill der erste englische Ökonom gewesen, der die Dauerhaftigkeit der Scheidung von Arbeitern und Kapitalisten bezweifelte, eine gute Einkommensverteilung für wichtiger hielt als die Höhe des Aggregates des Sozialproduktes und die Kräfte des Wettbewerbes durch soziale Institutionen für modifizierbar hielt. Mill glaubt, eine Erhöhung der Reallöhne könne durchaus auch nicht in vollem Ausmaß durch einen folgenden Anstieg der Bevölkerung wettgemacht werden. Dazu bedürfe es zum Beispiel einer nationalen Bildungspolitik oder aber der Auswanderung. „Shocks to the wage equation can have a long-term positive impact on wages.“ Interessanterweise verwendete *Mill* dabei einen Ansatz, der im Grunde die Lösung einer nicht trivialen Differenzgleichung zweiter Ordnung voraussetzt.

Vielleicht sind es also gerade bei dem zur reinen Intellektualität erzogenen Mill die wirklich großen Visionen, die zählen? Noch immer ist und bleibt er „a many splendoured thing“!

*Erich W. Streissler*



# Inhaltsverzeichnis

## I. Wissenschaftstheorie und Sozialphilosophie

John Stuart Mills Theorie der Freiheit Von <i>Birger P. Priddat</i> , Witten-Herdecke .....	17
John Stuart Mills Theorie der Freiheit – Korreferat zum Referat von Birger P. Priddat Von <i>Jürgen Kromphardt</i> , Berlin .....	43
Auf der Suche nach sicherem Wissen: Zur Wissenschaftstheorie von J. S. Mill Von <i>Karl Milford</i> , Wien .....	49
John Stuart Mills Wissenschaftstheorie der Wirtschaftswissenschaft – Kommentar zum Referat von Karl Milford Von <i>Dieter Schneider</i> , Bochum .....	89
Die Rezeption der Millischen Wissenschaftstheorie in Deutschland – Kommentar zum Referat von Karl Milford Von <i>Jürgen G. Backhaus</i> , Maastricht, und <i>Reginald Hansen</i> , Köln .....	97

## II. Finanzwissenschaft und Steuerphilosophie

John Stuart Mill als Steuerphilosoph Von <i>Christian Scheer</i> , Hamburg .....	111
---	-----

## III. Makroökonomie

Zur Debatte um das Saysche Gesetz: Mill als Krisentheoretiker Von <i>Harald Hagemann</i> , Stuttgart-Hohenheim .....	191
Profit und Zins bei John Stuart Mill Von <i>H.-Peter Spahn</i> , Stuttgart-Hohenheim .....	215

Surplus, Abstinenz und Lohnfonds: John Stuart Mill zur Theorie der Einkommens-  
verteilung

Von *Heinz D. Kurz*, Graz ..... 253

John Stuart Mill's Nondismal Dynamics: An Interpretive Note

By *Irwin L. Collier, Jr.*, Berlin ..... 281

## **I. Wissenschaftstheorie und Sozialphilosophie**



# John Stuart Mills Theorie der Freiheit

Von Birger P. Priddat, Witten-Herdecke

John Stuart Mill<sup>1</sup> gilt als einer der großen Theoretiker des Liberalismus, aber er war ein Mann des 19. Jahrhunderts und zudem voller romantischer Ideen einer Art von vernünftigem Sozialismus. Man würde ihn, nach heutigen Kategorien, als einen Sozialliberalen bezeichnen müssen. Doch sind das ungenügende Schablonen, so wie auch Gray's Einschätzung, Mill sei ein typischer bürgerlicher Intellektueller der Mitte des 19. Jahrhunderts, ein „anomischer Bohemien der großen Weltstädte“.<sup>2</sup>

Mill war mit allen Fragen seiner Zeit beschäftigt: mit der Ökonomie, der Logik, der Frauenfrage, der Politik, dem Tierschutz; berühmt aber wurde er durch seine Schriften zur Freiheit (1859) und zum Utilitarismus (1861). Beide Themen stehen in enger Verbindung, aber ich möchte zeigen, daß Mill in seiner Freiheitstheorie kein Utilitarist ist, sondern ein – moderner – Tugendethiker. Beide Schriften – die über die Freiheit und die zum Utilitarismus – sind systematisch komplementär angelegt. Die Freiheitstheorie – eine Tugendlehre des selbstbewußten und unkonventionellen Individuums – bildet das Fundament seiner utilitaristischen Moralphilosophie, ohne durchgehend utilitaristisch begründet zu sein.

## Mill „Über Freiheit“

Das Prinzip der Freiheit definiert Mill gleich im 1. Kapitel, in der Einleitung: „daß der einzige Grund, aus dem die Menschheit, einzeln oder vereint, sich in die Handlungsfreiheit eines ihrer Mitglieder einzumengen befugt ist, der ist: sich selbst zu schützen“.<sup>3</sup> Der Grund, sich selbst zu schützen, wird einen Satz später präzisiert: Zwang ist nur dann legitim, um „die Schädigung anderer zu verhüten“. Um Zwang zu rechtfertigen, „müßte das Verhalten, wovon man ihn abbringen

---

<sup>1</sup> Der Artikel wurde auf der Tagung des Dogmenhistorischen Ausschusses am 29. – 30. 4. 1998 in Würzburg vorgetragen. Ich danke den Kollegen Streissler, Hagemann, Heuß, Häuser, Milford, Scheer, Rieter, Schmidt, Schefold, Schumann, Schneider und Kurz für ihre anregende Diskussion und ihre kritischen Anmerkungen.

<sup>2</sup> Gray 1988, 127.

<sup>3</sup> Mill 1995, 16; auch 129.

will, darauf berechnet sein, anderen Schaden zu bringen. Nur insoweit sein Verhalten andere in Mitleidenschaft zieht, ist jemand der Gesellschaft verantwortlich“.<sup>4</sup>

Wir haben es hier, um in der Terminologie Isiah Berlins zu reden, mit dem Typus der ‚negativen Freiheit‘ zu tun.<sup>5</sup> Despotismus ist gestattet, wenn man es mit einer Kultur unreifer Menschen zu tun hat.<sup>6</sup> Allerdings zählt Mill auch einige „positive Handlungen zum Besten anderer“ auf, „zu deren Vollzug man mit Recht Zwang anwenden kann“.<sup>7</sup> Damit sind vor allem öffentliche Güter gemeint. Zwang hat bei Mill die Dimensionen negativer und positiver Externalität.

Nach der Einleitung behandelt das 2. Kapitel die Gedanken-, Meinungs- und Diskussionsfreiheit. Es enthält eine Theorie des zivilisierten gesellschaftlichen Diskurses. Eine individuelle Meinung muß die Freiheit haben, anderen vorgetragen zu werden. Der freie öffentliche Diskurs zivilisiert Dogmatismus und Macht. Das wesentliche Resultat dieses Kapitels ist, daß gesellschaftliche Ziele im öffentlichen Diskurs entwickelt werden. Unter dem Vorwand, Toleranz neu zu begründen, wird hier eine Theorie der öffentlichen Wahl von gesellschaftlichen Zielen und Institutionen zu deren Erreichung entfaltet.

Das dritte Kapitel handelt von der Handlungsfreiheit, d. h. von der Freiheit, die Gedankenfreiheit in Handlungen umzusetzen. Meinungen sind unbedingt, Handlungen nur bedingt frei, weil sie die Handlungsmöglichkeiten anderer verletzen oder einschränken können.<sup>8</sup> „Insofern muß man die Freiheit des einzelnen beschränken“.<sup>9</sup> Wo aber keine Beeinträchtigung anderer geschieht, ist die individuelle Selbstbestimmung unbeschränkt zu fördern. Wer allerdings „etwas tut, weil es Sitte ist, wählt nicht. Er erlangt keine Übung, das Beste zu erkennen oder zu erstreben“.<sup>10</sup>

Rationalität ist in traditionellen und durch Konventionen bestimmten Gesellschaften nicht ausgebildet. Erst dort, wo die persönliche Individualität gefördert wird, kann sich die individuelle Urteilsfähigkeit ausbilden, die erst erlaubt, das Beste zu wählen. Mills Argumentation richtet sich gegen das passive Regelbefolgen aus Konvention und Urteilslosigkeit. Nur eine Person, die ihre individuellen Fähigkeiten voll entfaltet, kann individuelle Urteile fällen und Wahlentscheidungen ausüben.<sup>11</sup>

---

<sup>4</sup> Mill 1995, 16; auch 129.

<sup>5</sup> Berlin 1969; Skinner 1984.

<sup>6</sup> Mill 1995, 17.

<sup>7</sup> Mill 1995, 18 f.

<sup>8</sup> Mill 1995, 77.

<sup>9</sup> Mill 1995, 77.

<sup>10</sup> Mill 1995, 81.

<sup>11</sup> Mill 1995, 81; vgl. auch die Utilitarismusschrift: Mill 1985, 34 f.

Mills Freiheitstheorie ist eine Theorie der persönlichen Freiheit.<sup>12</sup> „In der Tat ist es von großer Bedeutung nicht nur, was die Menschen tun, sondern auch, was für eine Art von Menschen es sind, die etwas tun“.<sup>13</sup> Man sieht leicht, daß Mill seine Freiheitstheorie der Individualität an starke personentheoretische<sup>14</sup> und Tugend-Voraussetzungen knüpft<sup>15</sup>, die die Masse der Bevölkerung, wie er gerne auch etwas abschätzig redet, nicht erfülle. Freie und unabhängige Wahlakte zu vollziehen, ist für Mill ein normatives Programm einer aufgeklärten Gesellschaft selbstbewußter Bürger, die er im viktorianischen England seiner Zeit nicht vorzufinden meint. Die meisten Menschen sind für ihn konventionengesteuert, normengläubig und unaufgeklärt. „Es fällt ihnen gar nicht ein“, kritisiert Mill seine Zeitgenossen, „eine andere Neigung zu verspüren, außer zu dem, was üblich ist. . . sie gefallen sich in der Herde, sie treffen ihre Wahl nur unter Dingen, die man gewöhnlich tut, . . .“.<sup>16</sup>

Unter diesen Bedingungen ist die Einübung von Freiheit nicht nur die Einübung in Unkonventionalität, um sich den hergebrachten Normen zu entziehen, sondern zugleich ein Bildungsprogramm, um ein selbstbewußtes, sich selbst verwirklichen könnendes Subjekt zu werden. Freiheit wird mit individueller Selbstverwirklichung konnotiert.<sup>17</sup> Mill vertritt dieses Position nicht nur in der Freiheitsschrift. Auch im Kap. 4 des Utilitarismusbuches werden das nicht-utilitaristische Ideal der „Selbstvervollkommnung“ und das des „edlen Charakters“ dominant: kein Lapsus, sondern eine systematische Kategorie in Mills System – im Freiheitsbuch<sup>18</sup> wie im Utilitarismusbuch.<sup>19</sup>

Die Formulierung der Freiheit, „unser eigenes Wohl auf unsere eigene Weise zu erreichen, solange wir nicht versuchen, andere ihres Gutes zu berauben oder dessen Erwerb zu vereiteln“<sup>20</sup>, bezieht sich nicht nur auf materielles Wohlergehen, sondern umfaßt auch alle moralischen, religiösen und andere ideelle Güter. Vor allem gehört zur Freiheit die Koalitionsfreiheit: „aus dieser Freiheit des einzelnen folgt diejenige, sich zusammenzuschließen, die Erlaubnis, sich zu jedem Zweck zu vereinigen, der andere nicht schädigt“.<sup>21</sup>

---

<sup>12</sup> Es gibt, wie Mill anmerkt, auch andere, anders als über persönliche Freiheit begründete Freiheitstheorien, z. B. die des Wirtschaftsliberalismus (Mill 1995, 131). Vgl. dazu das Schlußkapitel.

<sup>13</sup> Mill 1995, 82.

<sup>14</sup> Vgl. zu Mills Philosophie des Selbstbewußtseins Hamilton 1998; zu Mills Psychologie Wilson 1998.

<sup>15</sup> Vgl. dazu auch die Utilitarismusschrift: Mill 1985, 20 f.

<sup>16</sup> Mill 1995, 85.

<sup>17</sup> Taylor 1992; Donner 1998, 273 ff.; „Mill’s concern with self-development and moral progress is a strand in his philosophy to which everything else is subordinate“ (Ryan 1988, 255).

<sup>18</sup> Vgl. Gray 1988, 126 ff.

<sup>19</sup> Vgl. Birnbacher 1985, 123; Scarre 1996, 89 f.

<sup>20</sup> Mill 1995, 21 f.

<sup>21</sup> Mill 1995, 20.